

Popkultur

"Da habt ihr's!" von Nick Hornby

So begann man mit dem Musiksammeln, wenn man irgendwann zwischen 1940 und 1990 geboren ist: Man kaufte sich ein Album, und lange Zeit war das alles, was man hatte. Manche Lieder fand man besser als andere, aber da nur acht oder zehn oder zwölf Songs auf der Platte waren (vielleicht ein paar mehr, wenn es eine neuere CD war), konnte man es sich einfach nicht erlauben, nur die Lieblingslieder anzuhören. Deshalb spielte man das Album rauf und runter, immer wieder - bis man schließlich alle Songs gleich gern mochte. Ein paar Wochen später kaufte man sich ein neues Album. Nach einem Jahr hatte man dann zwischen 15 und 20 Platten, nach fünf Jahren vielleicht ein paar Hundert. Und so begann man mit dem Musiksammeln am Anfang des 21. Jahrhunderts: Man gab einem Freund oder der älteren Schwester oder einem Onkel seinen iPod und sagte: "Kannst du da mal Musik draufladen für mich?" Und dann hatte man plötzlich Tausende Lieder auf dem Ding, von denen man die meisten nie anhörte.

Ist man dieser Tage gerade jung, dann macht man sich womöglich nicht mal mehr diese Mühe, weil sich die gesamte Musik, die jemals aufgenommen wurde, bereits in der eigenen Hosentasche befindet - auf dem Smartphone. "High Fidelity" wirkt heute so veraltet wie eine Geschichte über Hufschmiede. Wir können davon ausgehen - weil das einfach immer so ist -, dass sich Jugendliche in zehn oder zwanzig Jahren auch darüber lustig machen und einfach nur ihre Köpfe schütteln werden, wenn sie daran denken, wie primitiv und unbequem Spotify war: "Was, du musstest ein paar Sekunden warten, um das herunterzuladen?" "Es gab nicht einfach überall Internet?" "Du musstest den Bildschirm berühren?" Aber im Moment ist ziemlich schwierig vorherzusagen, wie man in Zukunft Musik konsumieren wird - oder dass es noch viel einfacher sein wird als heute.

Mein erster Roman, "High Fidelity", handelt von jenen verlorenen, aber unheimlich versnobten Menschen, die uns einmal Musik verkauft haben - damals, als Musik noch etwas war, das man anfassen und sehen konnte, und manchmal sogar riechen oder hören konnte. (Wenn mir damals, als ich das Buch schrieb, jemand gesagt hätte, dass wir nur zehn Jahre später Lieder e-mailen können, wäre ich davon ausgegangen, dass wir bis dahin auch Sandwiches e-mailen könnten.) Das Buch ist jetzt also zwanzig Jahre alt, und die technischen Errungenschaften der letzten fünfzehn Jahre lassen es zu Recht aussehen wie eine Geschichte über Hufschmiede oder Milchmänner oder jeden anderen Beruf, der von der modernen Gesellschaft kaltblütig ausgemerzt wurde.

Wenn man die ganze Musik, die je aufgenommen wurde, besäße - wer wäre man dann?

Ich habe immer mal wieder mit dem Gedanken gespielt, eine Fortsetzung zu schreiben. Rob und seine leidgeprüfte Freundin Laura fühlten sich damals wie das perfekte Beispiel für eine moderne Beziehung an: Rob verwirrt und in den Tag hineinlebend, Laura zielstrebig und um einige Jahre reifer als Rob. Vielleicht wäre es ja interessant zu sehen, wie die beiden miteinander

klarkommen, während sie auf die fünfzig zugehen: Hätten sie Kinder? Wären sie noch immer ein Paar? Was würde Rob jetzt so machen? Die Antworten zu den beiden ersten Fragen lägen in meiner Hand (und dazu kann ich nur sagen: Ja und Nein). Aber die dritte Frage könnte ich nie im Leben beantworten. Zumindest würde mir keine Antwort dazu einfallen, die es wert wäre, dass ich mich mehrere Jahre lang damit auseinandersetze.

Der Besitzer des Indie-Plattenladens, in dem ich früher immer rumhing, ist jetzt Immobilienmakler und dessen früherer Partner besitzt nun Teile der Unterwäscheboutique, die im Moment in demselben Gebäude untergebracht ist. Als ich Facebook-Freunde aus der ganzen Welt fragte, wo ihre Plattenladentypen gelandet sind, konnte ich in ihren Antworten kein Muster entdecken: Sie waren Postbote geworden, Winzer, Porno-Schriftsteller, Psychotherapeut, Schlagzeuger, Assistent in einer Buchhandlung, Kellner, und einer züchtete sogar tropische Fische. Dazu kann man zusammenfassend eigentlich nur eins sagen: Sicher ist, dass das Verkaufen von verkratzten Kopien von irgendwelchen B-Seiten-Platten niemandem dabei half, eine konventionelle Karriere hinzulegen.

Und trotzdem gibt es auch heute Leser - und einige von ihnen haben in ihrem ganzen Leben bestimmt kein einziges Album besessen -, die auf "High Fidelity" stoßen und sich darin wiederfinden. Das mag zum Teil daran liegen, dass sich das alte System überraschenderweise bewährt hat. Es gibt sogar so manches Anzeichen dafür, dass das Besitzen wie auch die physischen Datenträger von Musik eine Renaissance erleben. Rund 350 Meter von meinem Schreibtisch entfernt, gibt es einen Indie-Schallplattenladen, der in den vergangenen Monaten eine Zweigstelle eröffnet hat - in Shoreditch, was so etwas wie das Brooklyn von London ist, der Hipster-Bezirk schlechthin.

Der Verkauf von Schallplatten nimmt wieder zu, und in Großbritannien gibt es heute mehr Verkaufsstellen denn je für CDs und Platten. Klar, viele davon sind Supermärkte. Trotzdem zeigt das: Nicht alle haben beschlossen, dass Musik nichts mehr wert ist. Obwohl neue Schallplatten teuer sind, wurden etwa in Amerika 2014 mehr als neun Millionen LPs verkauft.

Viele von den alten Plattenläden haben auch nie aufgegeben. Sie haben dabei zugesehen, wie die großen Händler und Ketten scheiterten. Und jetzt haben sie den Markt für sich. Natürlich werden sie damit nicht reich. Aber wichtig ist: Diese Händler sind noch immer im Geschäft. Sie schauen einen noch immer mit einem spöttischen Grinsen im Gesicht an, wenn du eine schlechte Platte kaufen willst. Sie ziehen noch immer die Augenbraue hoch, wenn du dich mal für eine gute entschieden hast, um mit ein wenig Understatement ihre Zustimmung zu zeigen.

Einer der großen Vorteile, die die digitale Nutzung von Musik hat, ist: Sie ist demokratisch. Im Netz gibt es niemanden, der einen schief ansieht. Wenn ich als 58-Jähriger wissen möchte, wie sich Joey Bada\$\$ so anhört, muss ich mich nicht den ungläubigen Blicken aussetzen, die in den coolen Plattenläden auf mich warteten: Da habt ihr's! Ich höre gern Joey Bada\$\$' "Paper Trail\$" - und zwar genau jetzt in diesem Augenblick!

Dabei ist es bei Kultur ein nicht unwichtiger Punkt, dass wir mit ihr unseren Geschmack öffentlich ausleben können - und so Gleichgesinnte finden. (Danke, Joey, aber ich höre mir jetzt lieber wieder das neue Valentinos-Album an.) Kultur ist das ausgeklügeltste soziale Netzwerk, das es je gab. Damit es

allerdings richtig funktioniert, sollte man ab und an mal aus dem Haus gehen und öffentlich zeigen, wer man ist und was oder wen man liebt. Man muss auf Konzerte gehen, und in Galerien und Buchhandlungen. Dort muss man laut fragen, was man haben möchte.

Und wenn man seinen Geschmack dann so öffentlich demonstriert, muss man auch einem Impuls folgen, der im Grunde anti-demokratisch ist. Irgendwo im tiefsten Inneren muss man daran glauben können, dass das, was einem gefällt, besser ist als das, was diese ganzen anderen Nullen gut finden.

Also brauchen wir sie vielleicht doch, diese Plattenladentypen. Und vielleicht ist das einer der Gründe, warum so viele von ihnen auch heute noch existieren, weil ohne sie das ganze System zum Stillstand kommen würde. Wenn man die gesamte Musik, die jemals aufgenommen wurde, besäße - wer wäre man dann?

Mit anderen Worten: All diejenigen, die sich am "Record Store Day" am Samstag vor ihrem Lieblingsplattenladen anstellen, wollen erkannt werden.

Aus dem Englischen von Julia Weigl.